Erscheint alle 14 Tage

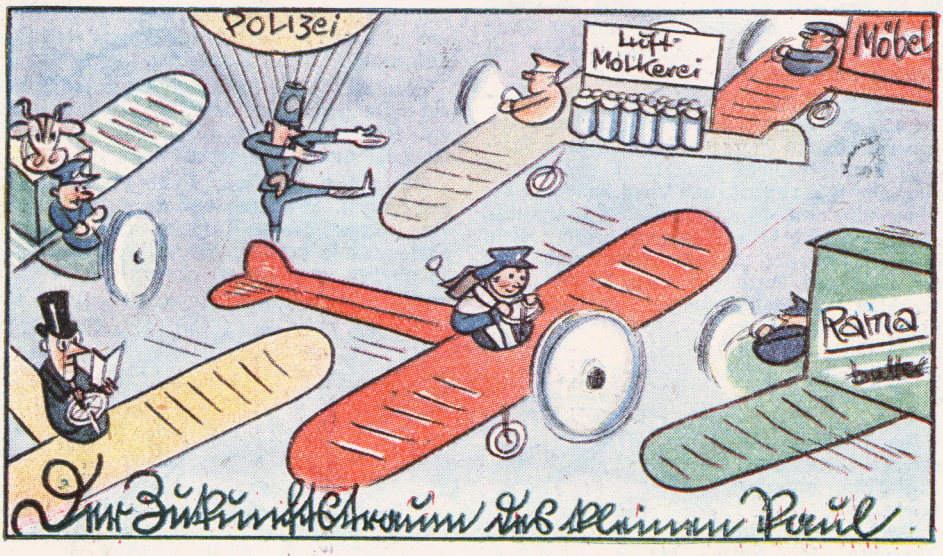
Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

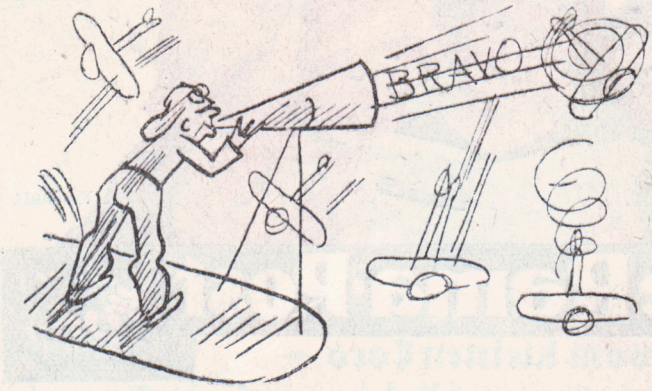
vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

12. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 11



Rrrrrrrr machte der Wecker. Paul drehte sich ärgerlich auf die andere Seite. Gestern noch hatte der Lehrer erzählt, wie es in tausend Jahren sein würde. Da wird sicher alles elektrisch sein, und der Mensch braucht nichts mehr selbst zu tun. „Herrlich," dachte Paul, „dann wird man auch sicher elektrisch geweckt." Mit diesen Gedanken schlief er ein. Plötzlich war es ihm, als würde er sanft aus dem Bette gehoben. Aha, dachte Paul, das ist die neue Weckmaschine, und war gar nicht erstaunt. Im nächsten Augenblick stand er auf dem Teppich, und unzählige Bürstchen und Läppchen massierten und kneteten ihn, bis er auf einen Knopf drückte, auf dem „Anziehen" stand. Sogleich verschwanden die Bürsten, und lauter blitzende Hebel zogen ihm Rock, Hose, Jacke und Mantel an, schnürten ihm die Stiefel, setzten ihm die



Mütze auf und schoben ihn zur Tür. „Halt," schrie Paul, „mein Frühstück!"

Auf einer Tafel an der Wand waren viele verlockende Inschriften, unter jeder ein Knopf. Paul drückte auf Schokolade, Kuchen und Eierbrötchen. Sogleich schossen Arme aus der Wand, die alles herrlich zubereitet an seinen Mund führten und ihn durch sanften Druck auf die Backen bei dem schweren Geschäft des Kauens unterstützten

„So," rief Paul, „jetzt aber rasch zur Schule!" Schnell rief er noch in den Radio-Empfangsapparat „Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!" dann schaltete er „Aufwärts" ein. Die Tür versank, und Paul stand auf der Flugrampe im 95. Stockwerk des Hauses. Schon rauschte sein Flugzeug heran. Paul stieg ein, kurbelte „Höchste Fahrt" und schoß davon mitten durch das Gewühl der Luftdroschken, Luftlastautomobile und Spazierflieger. „Rechts fliegen!" schrie wütend ein Luftpolizist; aber Paul war schon angelangt.

Die Schule war in einem verankerten Luftschiff untergebracht.

Paul gab rasch sein Flugzeug in der Garderobe ab. Es war höchste Zeit. Eben hatte die Fernhörstunde angefangen, und jeder Schüler saß mit dem Hörer am Ohr. Ein Professor vom Mars gab Unterricht in der Marssprache. Es war eine schrecklich schwere Sprache mit unzähligen Verben. Dann war Geographiestunde, und die ganze Klasse flog nach Afrika und besichtigte dort die Wüste und die wilden Tiere. Zum Schluß gab es Turnfliegen, und als Paul den großen Fliegerriesenschwung fertigbrachte, rief ihm der Turnlehrer durch die Ferntrompete „Bravo!" zu, da war er stolz.

Dann war die Schule aus, und Paul bummelte noch ein bißchen in der Luft umher, kaufte sich in Konstantinopel für fünf Pfennig türkischen Honig, sah in Lappland zu, wie sie Walfische fingen und übte dann noch ein halbes Stündchen auf dem Indischen Ozean Fliegertauchen.

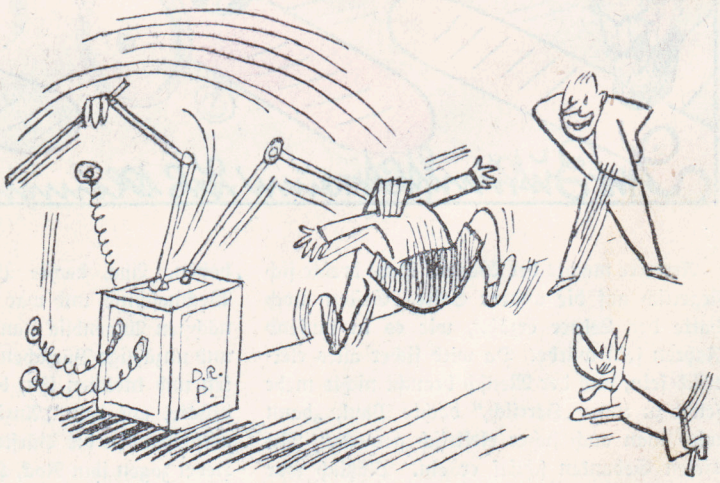
Dabei war es aber spät geworden. Als er nach Hause kam, stand schon der Vater bereit.

„Na warte," rief er, „ich will dich lehren, den ganzen Tag in der Luft herumzulungern!" und schwapp! schwapp! setzte sich die elektrische Prügelmaschine in Bewegung.

„Au, au!" schrie Paul und schlug die Augen auf. Da stand sein Vater am Bett und zog ihn gerade tüchtig beim Ohr. „Faulpelz, willst du wohl zur Schule gehen!" rief er.

Mit einem Satz war Paul aus dem Bett gesprungen. Wie froh war er, daß alles nur ein schöner Traum gewesen war. Fliegen dürfen, ist ja herrlich, aber elektrisch geprügelt zu werden, war einfach gemein!

Julius Kassewitz, 10½ Jahre alt.



Der Fischerssohn.

Von Melitta Freiin von Beck

Am Ende des kleinen Dörfchens in der Nähe des großen Sees wohnte in einem armseligen, halbverfallenen Hüttchen ein armer Fischer mit seinen beiden Söhnen. Als die Söhne erwachsen waren, zog der ältere in die Welt hinaus, um bei einem Schlossermeister in die Lehre zu gehen und später sein Meisterstück zu machen. Der jüngere aber blieb zu Hause, half dem Vater beim Fischen, denn er war dumm und faul und taugte zu keinem Handwerk.

Der Vater war auch nicht sehr mit seinem Fischfang zufrieden. Da die Not der Fischersleute sich täglich vergrößerte, sprach der Vater eines Tages zu ihm: „Das geht nicht so weiter, du mußt noch etwas anderes tun. Das Fischen bringt nicht genug ein, ich werde alt, und wenn ich sterbe, hast du nichts, womit du dein Leben fristen kannst, denn aufs Fischen verstehst du dich gar nicht, außerdem bringt es auch zu wenig ein. Willst du also Schreiner, Schlosser, Bäcker oder gar Schneider werden?“

„Ach nein, das ist alles nichts; ich möchte ein König werden. Ich werde in die Welt ziehen und mir ein Königreich suchen“, sagte der Dummling.

Da ward der Vater zornig und sprach: „Dummer Junge, meinst du, die Königreiche lägen so auf der Straße? Morgen magst du in der Welt dein Glück versuchen.“

Peter, so hieß der Dummling, ruderte zum letzten Male auf den See hinaus. Traurig dachte er daran, was morgen werden sollte. Ach, wenn er doch ein König wäre, dann hätte er es gut, brauchte sich keine Sorgen ums tägliche Brot zu machen, nichts zu arbeiten, immer würde er spazierenfahren in einer goldenen Kutsche, viele schöne Kleider hätte er, Diener ständen immer um ihn herum, nur auf Befehle wartend. Tiefsinnig schaute er ins Wasser. Dabei beugte er sich zu weit vor; er verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser.

Er sank und sank. Als er wohl schon einige Klafter tief gesunken war, stand er auf einmal in einem herrlichen dichten Wald. Darin wuchsen wunderschöne Blumen: rote wie Korallen, weiße wie Wasserrosen; aber kein Vogel sang in den Zweigen, kein Laut regte sich, nur war es ihm, als ginge zuweilen ein leises Ächzen und Stöhnen durch die Bäume.

Er durchquerte den Wald und gelangte bald an einen prachtvollen Palast aus grünem Kristall. Munter ging er darauf zu, erstieg die drei silbernen Stufen, die in das Innere des Palastes führten.

Dort kam ihm eine wunderschöne Fee entgegen. Blaue Seide umfloß in schmiegsamen Falten ihre schöne, schlanke Gestalt, wundervolles goldblondes Haar reichte ihr bis zu den Fersen.

„Ei, sieh da,“ sprach sie, „wieder mal ein Mensch in meinem Reiche! Ich müßte dich nun eigentlich auch wie die anderen verzaubern; denn alle Bäume, die du hier siehst, sind in den See gefallene Menschen, von denen andere

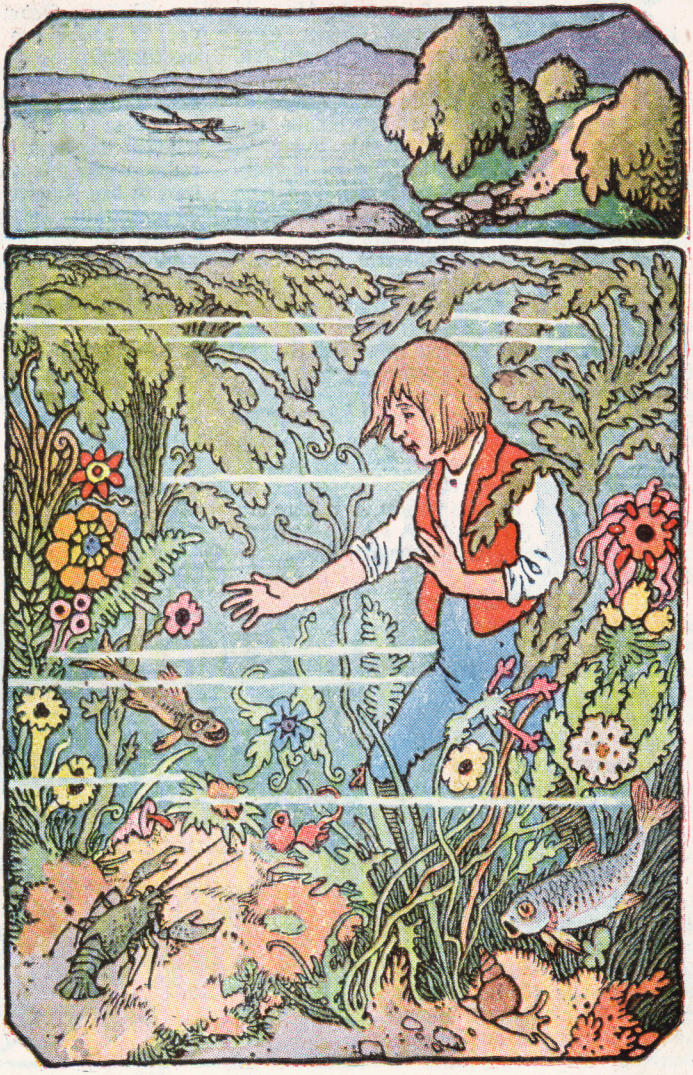
behaupten, sie seien ertrunken. Doch du gefällst mir. Willst du als mein Gemahl und König bei mir bleiben? Ich bin die Wasserkönigin." Sie streckte ihm ihre weiße Hand hin, und Peter, überrascht durch die liebliche Erscheinung der Fee und einen so herrlichen Palast auf dem Grunde des Meeres zu finden, schlug ein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Peter wohnte nun schon eine ganze Weile bei seiner schönen Gemahlin in dem prachtvollen Schloß, es gefiel ihm täglich besser. Jeden Morgen ging er mit der Fee durch den Wald spazieren. Zuweilen kam auch aus dem benachbarten See der Wasserkönig zu Besuch mit seiner Gemahlin, oder sie fuhren in einer mit Haifischen bespannten Kutsche und besuchten den Meerkönig. Das war jedesmal eine sehr weite Reise. Es gab dann bei dem König Zoddelbart, so war der Meerkönig wegen seines langen Schilfbartes benannt, allerlei Überraschungen. Es wurde viel getanzt und getrunken dort, auch führte König Zoddelbart eine gute Küche. Er beschenkte sie jedesmal mit wunderbaren großen Perlen und Korallen. Nachher ritten sie auf seinen Haifischen nach Hause.

Peter verrann die Zeit mit Blitzesschnelle. Schon zwei Jahre und drei Tage weilte er bei der Wasserkönigin. In der Zeit hatte er gar keine Sehnsucht nach der Erde gehabt.

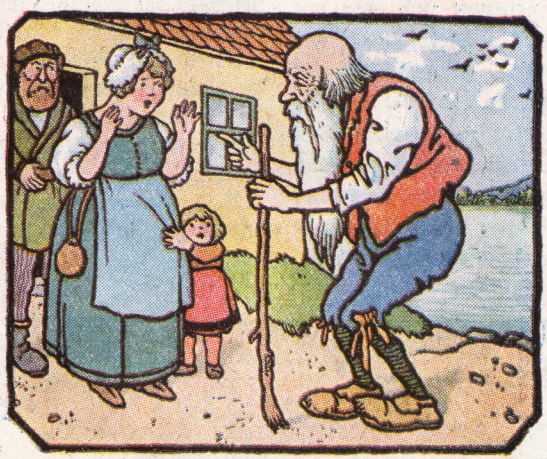
Eines Tages lag er auf der Wiese im Walde und träumte vor sich hin. Seine Gemahlin war schon heute morgen in aller Frühe in das Reich des Königs Zoddelbart gefahren. Er hatte nicht mitgewollt, er war wohl zu müde gewesen. Jetzt ärgerte er sich, nicht gereist zu sein. Er starrte in die Baumkronen, es waren Menschen, die die Fee verwandelt hatte. Sie war doch eigentlich grausam, sie hatte Freude an dem Schmerz der Angehörigen dieser Menschen, denn die Verzauberten konnten sich nicht mehr auf die Erde zurückbesinnen. Peter wurde es plötzlich grauenhaft zumute. Er erhob sich und ritt auf seinem Hecht aus. Doch auch das behagte ihm nicht mehr; er ging ins Schloß und setzte sich zu Tische. Doch so köstlich der Wein im Glase perlte, der Braten duftete — es schmeckte ihm nicht. Peter fiel es plötzlich ein, daß er zu Hause oft nur trockenes Brot oder Kartoffeln gehabt hatte und daß es ihm viel besser geschmeckt hatte als jetzt die köstlichen Speisen. Das kam vielleicht daher, daß er jetzt allein war, denn sonst hatte es ihm immer ge-



fallen oder gemundet. Er wollte schlafen, aber er konnte nicht, es war ihm plötzlich, als sähe er sein Vaterhaus vor sich. Was mochte aus seinem Vater, aus seinem Bruder geworden sein? Ach, es war doch zu Hause schön gewesen, wenn es auch recht ärmlich zugegangen war. Wenn er doch wieder einmal etwas arbeiten könnte. Er, Peter, der nie genug faulenzen konnte, wollte arbeiten. Das Nichtstun behagte ihm nicht mehr. Er hätte sein halbes Leben dafür gegeben, noch einmal in der alten verfallenen Hütte zu sein, noch einmal über den See zu rudern, den blauen Himmelsdom, den Vater und den Bruder zu sehen! Als die Wasserkönigin von dem Besuch heimgekehrt war, trug ihr Peter seine Bitte, ihn einmal nach Hause zu lassen, vor.

Die Königin erbleichte, als sie das hörte, dann rief sie aus: „O du Unglückseliger, nie mehr kannst du zurück; denn wenn du eine Stunde hier warst, diese Luft geatmet hast, wirst du, wenn du auf die Erde kommst, sterben!“

Der Gedanke an seine Heimat wurde immer stärker und stärker in Peter. Er dachte Tag und Nacht an die Welt da oben. Schließlich hatte er einen Entschluß gefaßt. Er wollte die Fee heimlich verlassen, denn daß er sterben mußte, sagte sie sicher nur, um ihn hierzuhalten, und er konnte hier nicht mehr atmen, es war ihm, als lege sich die Luft hier wie ein Alp auf ihn. Nein, er mußte, er wollte fort!



Gedacht, getan. Eines Mittags — die Königin schlief gerade — entfernte er sich rasch und lautlos. Nach langem Suchen war er endlich in der Nähe des Ufers angelangt; eine zum Ufer drängende Welle warf ihn an das Ufer des Sees. Langsam erhob er sich; es war ihm plötzlich so seltsam, es fiel ihm schwer zu stehen. Er wanderte an die Stelle, wo seine Hütte gestanden hatte, aber sie war nicht mehr da, ein neues prächtiges Haus stand an ihrer Stelle. Er ging hinein und fragte nach seinem Vater.

Die Leute starrten ihn mit offenem Munde an, endlich sagten sie: „Ja, hier hat vor hundert Jahren einmal ein Fischer gelebt, der aus Gram gestorben ist, weil sein Sohn im See ertrunken ist und dessen Leichnam man nicht gefunden hat.“

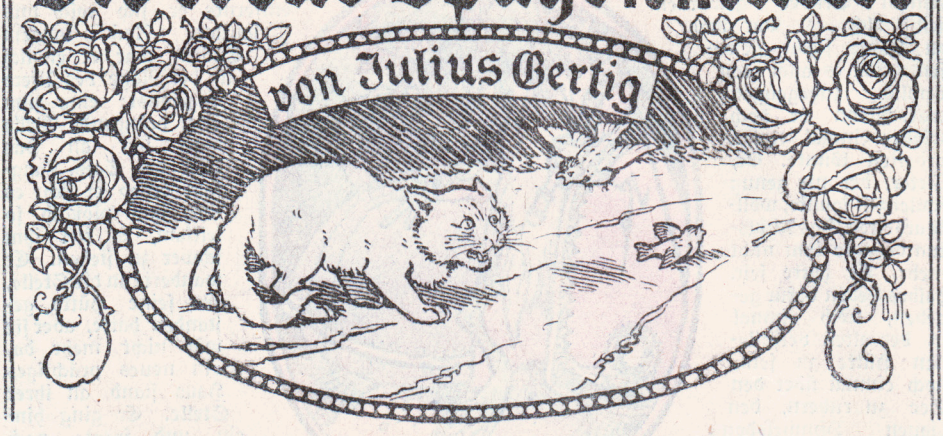
Nun war die Reihe, sich zu wundern, an Peter. „Vor hundert Jahren“? wiederholte er gedehnt. Da fiel sein Blick plötzlich in einen Spiegel. Er war ein alter, eisgrauer Mann geworden. Was ihm wie 2 Jahre vorgekommen, waren 100 Jahre gewesen. Es wurde ihm auf einmal ganz wunderlich zumute, die Sinne schienen ihm zu schwinden. „Ja, ja, vor hundert Jahren“, wiederholte er noch einmal und sank tot zu Boden.

(15 Jahre alt.)

Palmin-Post-Album, Preis Mk 1,50. Wir liefern dieses Album auch gegen Voreinsendung des Betrages durch Zahlkarte auf das Postscheckkonto der „Rama-Post“, Nr. 98416 Köln, postfrei.
Verlag „Palmin-Post“, Goch (Rhld.)

Die treue Spatzenmutter

von Julius Gertig



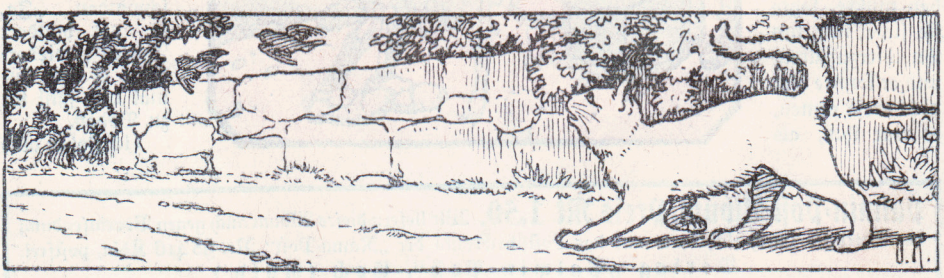
Ich ging mit meinem Vater in einer Dorfstraße spazieren. Da hörte ich ein wildes Zwitschern. Ich lief gleich dahin. Da sah ich, wie ein junger Spatz die ersten Springversuche machte. Natürlich ohne Mutter. Plötzlich war ein schneeweißer Kater gekommen, der sich auf das Junge stürzen wollte. Doch ehe das Tier den Vogel packen konnte, hatte die Spatzenmutter ihre Flügel gespannt und flog mit Geschrei auf den Kater los. Jetzt sah ich, wie der Kater scharf aufpaßte. Er mußte sich erst von dem Schreck erholen. Da versuchte er noch einmal, den Kampf zu beginnen. Das Vogelweibchen wurde so wild, daß sich der Räuber murrend zurückzog. Er gab aber den Kampf noch nicht auf. Er änderte seinen Plan, und zwar ging er jetzt immer um die beiden herum. Aber das Weibchen ließ den Räuber nicht herankommen. Da hatte die Alte einen Plan ersonnen, um sich und ihr Junges zu retten. Sie hüpfte mit ihrem Jungen zu einer alten Mauer. Nun mußte das Weibchen den waghalsigen Sprung machen. Da sprang die Alte mit ihrem Jungen auf die Mauer, und der Sprung glückte. Mit einem hellen Zwitschern flatterten das Weibchen und ihr Kind in einen dunklen Garten.

Unten auf der Landstraße hockte der böse Vogelräuber und lugte mit seinen falschen Augen nach der Mauer.

Das Spatzenweibchen behielt den Räuber im Auge.

Bald wurde es dem Dachhasen zu lange, und er ging in die nächste Dorfstraße.

(13 Jahre alt.)



Eine Reise

Erlebnis eines Steines in den Alpen

Schon viele tausend Jahre lebte ich auf dem St. Gotthard. Ich war ein großer Felsblock und lag in einer Firnmulde. Das Wasser aber, welches in den Felsen einzog und fror, sprengte allmählich Stück für Stück von meinem Felsen, worauf ich lag, ab. Als ich einmal neugierig hinausguckte und die schöne, weite Welt sah, bekam ich Lust, einmal zu reisen und huppdiewupp, sprang ich herunter. Aber das Reisen ging sehr langsam, denn ich fiel auf einen Gletscher. Wenn ich ihn schalt und sagte, er solle flotter gehen, dann sagte er, ich sei ein Naseweis und ich sollte geduldig sein. Auf der Reise war es ja sonst sehr lustig; die andern Steine waren sehr nett zu mir. Nach vielen Jahren war der langweilige Gletscher im Tale angelangt, und die Wärme konnte er nicht vertragen. Da schmolz er am Ende, und ein lustiger Wildbach war seine Fortsetzung. Hei, das war etwas für mich aber manchmal wurde es mir doch zu arg, er puffte mich, und bald hatte ich eine rundliche Form angenommen. Oft, wenn es regnete und im Frühling, nahm der Bach auch Bäume mit, die jammerten und weinten, aber der Bach lachte sie aus, wenn sie von ihren schönen, verdorbenen Kleidern sprachen und nannte sie Zieraffen; darüber waren sie so erbost, daß sie ihn fangen wollten. Aber bei einem Wasserfall wurden sie oberhalb festgehalten, und der Bach hatte Ruhe. Nun wurde er aber nicht mehr Bach, sondern Fluß genannt, und vor dem alten Vater Rhein hatte man schon allerhand Respekt. Er nahm mich in seine Reisetasche und ließ mich hinausgucken. Was der nicht alles zu erzählen wußte, nein, ich hätte mir die Hände über den Kopf schlagen mögen, wenn ich diese Sachen gehabt hätte. Aber er mußte dies ja schon alles wissen, wenn er jahrelang dahergekommen war.

Als wir zum Meere kamen, war ich nur noch ganz klein, ich glaube, das kam vor Sehnsucht nach den Bergen. Beim Abschied streichelte mich Vater Rhein und hatte Mitleid mit mir, aber er konnte mich auch nicht wieder in die Berge bringen. Schließlich erzählte er mir von den Wundern des Meeres und dies gelang, denn in mir erwachte wieder die alte Reiselust. Schließlich gefiel es mir ja auch im Meer ganz gut. Einmal kam ich an den Strand, denn das Meer hatte mich dort hingespült, und ein kleines Mädchen hob mich auf und sagte, ich wäre schön. Dann kam ich in ein Kästchen und das Kästchen in den Koffer und fuhr in die Heimatstadt des kleinen Mädchens. Oft nahm sie mich heraus, denn ich erweckte in ihr alte Erinnerungen. Im nächsten Sommer wurde das Kästchen wieder in den Koffer gepackt und abermals ging es auf Reisen. Ich dachte, wieder ging es an die See, aber ich sollte mich getäuscht haben. Eines Tages wurde das Kästchen geöffnet, und das kleine Mädchen füllte es mit einigen andern Andenken. Aber die Schachte war zu voll, und ich fiel heraus. Das kleine Mädchen suchte mich eine Zeitlang, aber es konnte mich nicht finden. Die Eltern sagten, daß sie den dummen Stein doch liegenlassen solle, es sei 4 Uhr und der Weg, den St. Gotthard herunter bis zum Hotel, sei noch lang. Wirklich, ich traute meinen Augen kaum, ich lag wieder in meiner Heimat, in meinen Bergen. Ich jubelte und freute mich von Herzen, und wenn das Mädchen die Steinsprache verstanden hätte, so hätte sie sich auch gefreut. Ich habe nie wieder das Reisefieber bekommen und warne alle Steine davor, denn es geht nicht immer so gut ab, wie bei mir.

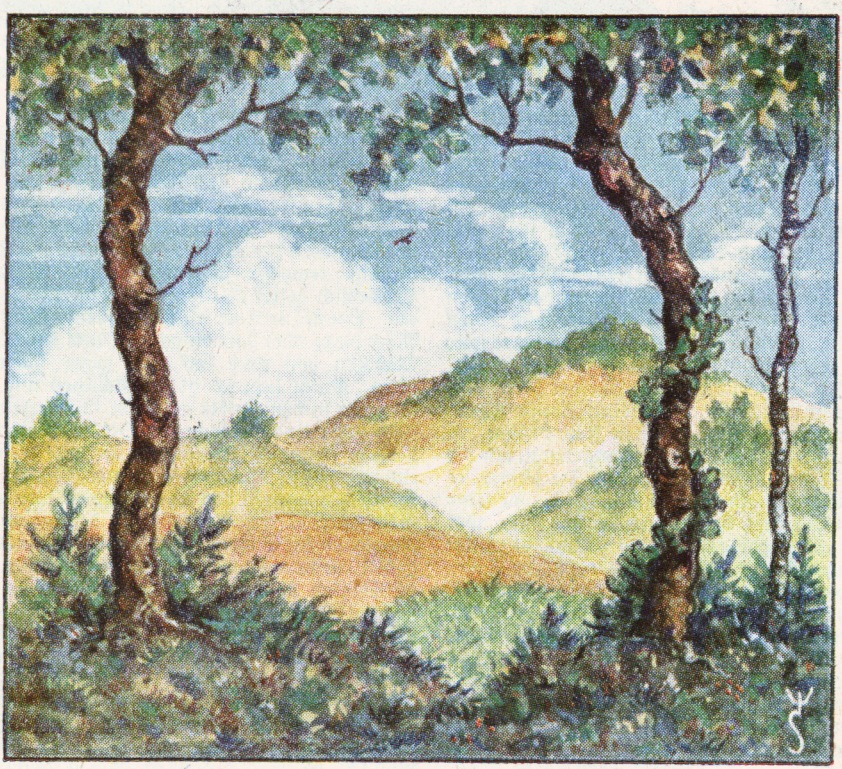
Else Dettmar, 13 Jahre alt.

Auf stillen Wegen

von Alfred Schmidt

Ein Stoppelfeld zur rechten Hand,
Zur linken ungepflügtes Land.
Ich geh dahin, auf Schritt und Tritt
Kommen mir traute Bilder mit.

Dort hingelehnt an Bergesrand
Mein liebes Vaterhaus einst stand.
Doch nun ist's nur 'ne öde Hald',
Und dort im Rücken träumt der Wald.

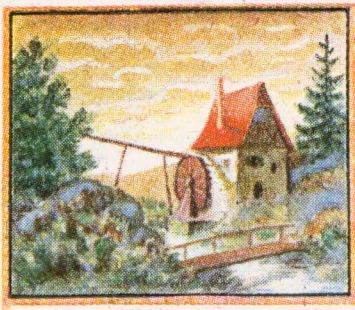


Der Weg ist einsam, still und leer,
Doch stille Wege lieb' ich sehr;
Da singt die Lerche überm Feld:
„Sei ruhig, köstlich ist die Welt."

Alfred Schmidt, 15 Jahre alt.

Der Tag

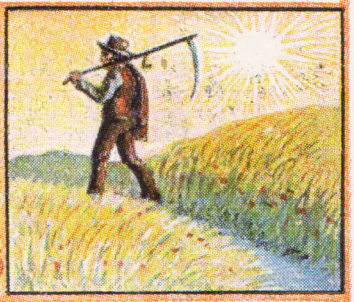
von Herbert Heinz



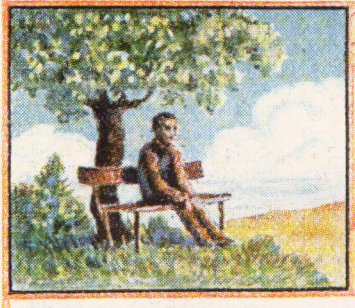
Erwachen

Wach auf, die Sonn' am Himmel steht,
Das Mühlenrad sich langsam dreht.
Die Fischlein schwimmen munter
Den klaren Bach hinunter.

Arbeit



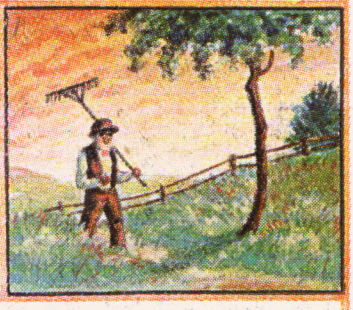
Der Schnitter nimmt die Sense,
Geht an die Ackergrenze.
Die Halme singen leise
Die Todesweise.



Mittagsruh

Der Mittag ist gekommen,
Das Herz ist mir beklommen.
Auf stiller Bank im Schatten
Schau hin ich auf die Matten.

Abend



Die Vöglein sind verstummt.
Nur eine Biene summt.
Der Schnitter geht nach Hause
Zum leckren Abendschmause.

Nacht

Und dort im dunklen Walde,
Hoch über grüner Halde,
Funkeln in weiter Ferne
Die Sterne.

Herbert Heinz, 13 Jahre alt.

„Hab ihn lieb!“

Pussel, willst du nicht mit mir und dem neuen Kätzchen spazierengehn; komm, wir zeigen ihm alles!“ sagte Bärbchen zu ihrem Vierbeinfreund. Der aber blieb fest und breitbeinig sitzen, wandte den Kopf verächtlich und spöttisch ein wenig zur Seite und sagte nur: „Wauwau!“

„Hab ihn lieb!“

aber in solchem Tone, daß es klang wie: „Fällt mir gar nicht ein!“ Bärbchen, es war noch solch kleines, liebes Ding, verstand den Pussel gar nicht. Was hatte der nur heute? Der war doch sonst ihr lieber, guter Spielgefährte und Freund, der schon früh am Morgen ungeduldig an ihrer Kammertür kratzte, bis sie ihm geöffnet wurde, der dann schwanzwedelnd um sie herumlief, bis ihr Zöpfchen geflochten, die weiße Haube aufgesetzt und sie, fertig angezogen, hineinschlüpfte in die Holzpantoffeln, und der dann mit ihr hinunterlief durchs Haus, durch den Hof und den Garten! Wo Bärbchens Pantoffeln klapperten, da hatte man auch immer Pussels weiße Pfötchen umherlaufen sehen! Und nun heute? Da sagte er nur so eigen: „Wauwau!“ und tat, als kenne er sein Bärbchen nicht mehr. Hatte ihn vielleicht das schwarze Kätzchen gekratzt? Freilich, scharfe, spitze Krallen hatte es — Bärbchen hatte das selbst erfahren: über ihrer Hand lief ein roter, langer Kreller, der ganz tüchtig gebrannt hatte. Hm, ob es so war? Bärbchen wurde ganz nachdenklich. Klick, klack! klangen die Holzpantoffeln auf dem gepflasterten Hofe; klick, klack! klangen sie die Stufen hinauf, in die Küche zu Mutter. „Mutter, Pussel ist bös mit mir!“ sagte Bärbchen traurig. „Weißt du, warum?“ „Nein“, sagte die Mutter ernsthaft, aber versteckt lächelte sie ein wenig. „Was soll ich tun, daß er wieder gut wird?“ „Hab ihn lieb!“ sagte die Mutter. „Das hab ich ja getan, nicht wahr, Schwärzchen? Wir sind ganz freundlich hingegangen und haben ihn gebeten, mit uns spazierenzugehen, und da hat er kaum nach uns hingesehen und böse gebrummt. Was soll ich nun tun, Mutter?“ „Ja, mein Töchterchen,“ sagte die Mutter freundlich, „ich kann nur wieder dasselbe sagen: „Hab ihn lieb!“ Eine Weile stand Bärbchen gedankenvoll, dann faßte sie ihr Schwärzchen fester in den Arm und sagte nur: „Komm, wir wollen ihn liebhaben!“ Unterdes saß Pussel noch immer auf demselben Fleck; sein Gesicht war noch böser geworden. Zornig schnappte er dann und wann nach einer Fliege, und wenn er dazwischen „Wauwau!“ sagte, klang es noch grimmiger als vorhin. Klick, klack! Klick, klack! ging es da auf einmal wieder; aber er drehte sich gar nicht danach um. Klick, klack! Klick, klack! tönte es da ganz nah, und plötzlich legte sich ein weißes Ärmchen um seinen Hals, und ein Stimmchen sprach freundlich: „Pussel, lieber Pussel, komm doch mit!“ Na, und da hatte Pussel plötzlich vergessen, daß er eigentlich wegen der dummen Katze hatte böse sein wollen; er wedelte mit dem Schwanz, bellte ein lustiges „Wauwau!“ ein so ganz anderes als vorher, und dann liefen sie fröhlich zusammen um die Wette.

Maria Morter.

Deutsche Stunde

Geleitet von Lehrer Harald Wolf. (31. Fortsetzung.)

Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Sprache.

II.

In anderen Eigentümlichkeiten unsrer Sprache spiegelt sich ein weiterer hervorstechender Wesenszug unseres Volkes wider: die deutsche Wehrhaftigkeit, Unerschrockenheit und Tapferkeit.

Schon die Namen, die sich die germanischen Volksstämme gaben, verraten deutlich die Liebe zur Waffe; denn sie nannten sich z. B. Langobarden (= Männer mit langen Schilden) oder Sachsen (sahs = kurzes Schwert) oder Franken (franca = Wurfspieß) oder Herculer (hairus = Schwert) und gaben sogar ihren Waffen besondere Namen (z. B. im Nibelungenlied die Schwerter Mimung, Balmung, Gram, Eckensachs u. Dietrichs Helm Hildegrimm).

In die Personennamen, die heute als Vor- und Familiennamen weiterleben, legten unsere Vorfahren das hinein, was ihr Herz am meisten bewegte und ihren Kindern als besonders erstrebenswertes Ziel für das ganze Leben gelten sollte. Deshalb nannten sie mit Vorliebe die Knaben Siegfried, Siegmund, Chlodobald (der Ruhmkühne), Chlodwig (der Ruhmkämpfer; heute Ludwig), Chlothar (Ruhmherr; heute Lothar) Rudol (Ruhmwolf), Volker (Kriegsvolkführer), Hartwig (kriegsstark), Gerhart (Gerstark), Balduin (kühner Freund), Heriman (Heermann, heute Hermann), Herold (Heerwalter), Neithart (kampffest) Hildebrand (kampfhart) oder Hilmar (kampfberühmt) ja sogar die Mädchen Chlotilde (Ruhmkämpferin), Roswitha (die Ruhmtüchtige), Amalaswintha (die Kampftüchtige) Kunigunde (Sippenkämpferin), Gertrud (Speerzauberin), Gerburg (Gerschützerin), Kriemhild (Helmkämpferin) Brunhild (Glanzkämpferin) oder Hildegard (Kampfwächterin); ahd. hiltia = Kampf). Noch viele urgermanische Namen könnte ich aufzählen, aus deren Bedeutung ebenfalls hervorgeht, wie hoch Mut und Kraft, Kühnheit und Ruhm bei den Schöpfern dieser Namen im Ansehen standen.

Forschen wir ferner der ursprünglichen Bedeutung der Wörter auch mancher Redensarten, wie: in Harnisch geraten, etwas im Schilde führen, den Spieß umkehren, eine Rede aus dem Stegreif (= Steigbügel!) halten usw. nach, so finden wir, daß unsere Sprache reich an Ausdrücken ist, die auch den kampfeslustigen Geist unsrer Vorfahren offenbaren; z. B.: daß kriegen (= kriegführen) den Sinn von „etwas bekommen" erhalten hat, beweist, wie sie zu Besitz kamen; bescheirmen heißt eigentlich: mit hölzerner Brustwehr (=scirm) gegen einen Feind schützen; Volk bedeutet im Ahd. Heereshaufe. Herberge (ahd. heriberga) Heerlager und Gesinde (von ahd. sind = Heereszug) Kriegsgefolgschaft; rüstig sein heißt eigentlich: zum Kampf gerüstet sein desgleichen fertig sein: zur Heerfahrt (mhd. vart) bereit sein reisen (ahd. reisôn = zurüsten) hat noch um 1500 seine ursprüngliche Bedeutung „in den Krieg ziehen" usw. usw.

Daß sich germanische Tapferkeit in raschem, unerschrockenem Vorwärtsstürmen zeigte verraten die Wörtchen schnell bald und hurtig; denn alle drei bedeuten „rasch", zugleich aber auch „behend, tapfer, kühn, (vergleiche oben: Chlodobald und Balduin!) drauflosrennen!"

Der Tapfere und Kühne ist auch offen, wahrhaft und treu. Unsere Sprache läßt auch diese Wesenszüge unseres Volkes erkennen. Wir besitzen keine Redensarten, wie sie der Franzose so sehr liebt, die zugleich Hoffnung erwecken und doch eigentlich nichts versprechen, die etwas zu sagen scheinen und doch nichts sagen. Bei uns heißt es dagegen „auf Treu und Glauben" und „ein Mann, ein Wort" und „ich rede deutsch (d. h. derb aber offen) mit dir". In unseren alten Volksepen (Nibelungenlied!) wird die Treue bis zum letzten Blutstropfen verherrlicht; was dem Deutschen liebwert ist, nennt er traut, er fühlt sich wohl, wo es traulich ist, wo er trauen kann; trauen aber ist eines Stammes mit treu! Wir haben kein deutsches Wort, das den vollen Sinn des französischen perfid wiedergibt, weil es eine so gemeine Form der Treulosigkeit (die der Franzose perfidie nennt) bei uns gar nicht gab.

Sehr bezeichnend für den deutschen Volkscharakter ist der Bedeutungswandel, den das dem lateinischen Worte hostis entsprechende deutsche Wort durchgemacht hat. Die Grundbedeutung von hostis ist: Fremdling. Bei den Römern bekam es die Bedeutung „Feind" bei den Germanen aber wandelte es sich zu — Gast und bezeugt damit die schon von Tacitus vor fast 2000 Jahren gerühmte deutsche Gastfreundschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Alaska 1898.
Bearbeitung für die Jugend von Emil Droonberg.

Bisheriger Verlauf der Erzählung.

In Dawson „City" am Klondyke wird der Winter erwartet, der die Goldsucher von ihren Fundplätzen zur Stadt zurückbringt. Pat Malony aus San Franzisko ist infolge eingetretener Erschöpfung beim Goldgraben frühzeitig in den Malamut-Salon zurückgekehrt. Er will den Winter über für den Wirt Klavier spielen und im Frühjahr wieder seinen Claim aufsuchen. Beim Klavierspiel packt ihn ein Hustenanfall. Peggy, die Tochter des Wirtes, rät ihm, sofort nach Franzisko zurückzukehren. Während des Gesprächs erscheint ein neuer Ankömmling in der Gaststube. Davy Evans hat einen aufsehenerregenden Goldfund am Rennierfluß gemacht und ein großes Lager entdeckt. Beim Friedensrichter hat er für Pat Malony einen Claim eintragen lassen. Dieser ist dadurch zum reichen Mann geworden. Pat Malony, der sich auf Wunsch von Evans ans Klavier gesetzt hat und zum Tanz spielte, erleidet einen neuen Anfall. Er stirbt im Beisein der übrigen Gäste. Man entdeckt in seiner Brieftasche einen Brief seiner Tochter. Der Rechtsanwalt Murphy, welcher mit dem Bankhalter Mac sonderbare Blicke tauschte, was von Peggy beobachtet wurde, übernimmt die Beantwortung des Briefes. Bald darauf bringen die amerikanischen Zeitungen die aufregendsten Nachrichten über ungeheure Goldfunde in Alaska und am Klondyke. Auf dem Dampfer „Nordstern" fahren Hunderte von Menschen in das Glücksland. Mister Escher, ein Zeitungsberichterstatter, hat als Steward auf dem Schiff Dienst genommen, um ohne besondere Unkosten ebenfalls nach dem Klondyke zu kommen. Miß Eileen Malony ist auf dem Dampfer als Geigenspielerin angestellt worden. Eine Doppelgängerin von Miß Malony tritt in Erscheinung. Als die junge Geigenkünstlerin eines Abends vor den Gästen musiziert, benimmt sich ein stiernackiger roher Bursche, den ein Bekannter von Escher bei einem vertraulichen Gespräch mit der zweiten Miß Malony belauscht hat, ihr gegenüber sehr anmaßend, wird aber von dem herbeieilenden Escher dafür gelührend bestraft. Einige Tage später entdeckt Kane, daß Lynn versucht hat, Eileens Hund zu vergiften. Durch ein geschicktes Gegenmanöver hat er aber bewirkt, daß einer von Lynns eigenen Hunden dem Versuche zum Opfer fiel. Inzwischen ist der Dampfer in Juneau angelangt. Der Aufbruch ging ohne Schwierigkeiten vonstatten. Nach längerem angestrengtem Marsche ruhten sie sich am Waldsaum aus.

8. Kapitel (10. Fortsetzung).

Vor und hinter ihnen zeigten auch noch andere Feuer an, daß Reisegesellschaften dort haltgemacht hatten. Es waren aber meist solche mit Pferdegespannen, die nicht nur ihr Futter, sondern auch eine Rast verlangten. Die Besitzer von Hundegespannen brauchten eine derartige Rücksicht auf ihre Zugtiere nicht zu üben, und mehrere von ihnen zogen während der kurzen Mahlzeit an der kleinen Gesellschaft vorüber, sich damit begnügend, ein paar Bissen Nahrung im Laufen zu verzehren, denn jetzt hing doch alles davon ab, daß man so schnell wie möglich auf den Goldfeldern anlangte.

Nach einer halben Stunde drängte Escher wieder zum Aufbruch, und der Marsch wurde in gleichem Tempo fortgesetzt.

Um drei Uhr war die Sonne wieder unter den Horizont hinabgesunken, aber erst gegen sechs Uhr ließ Escher, dem die Führung der kleinen Gruppe als etwas ganz Selbstverständliches zugefallen war, haltmachen, um das Lager für die Nacht aufzuschlagen. Seiner Berechnung nach hatten sie dreißig englische Meilen zurückgelegt, eine Leistung, mit der man am ersten Tage und mit Rücksicht auf die Frauen zufrieden sein konnte.

Während er sich sofort wieder in den Wald am Ufer begab, um Feuerholz herbeizuschaffen, denn dieser Wald hatte ihn gerade dazu bestimmt, hier den Lagerplatz zu wählen, spannte Paterson die Hunde aus und kettete sie einzeln an Bäumen fest. Das war nicht nur notwendig,

um sie am Entlaufen, sondern auch an Balgereien unter sich zu hindern, bei denen es meist nicht ohne schwere Wunden auf beiden Seiten abgeht. An Ursache zur Feindschaft fehlte es nicht, denn einzelne von ihnen hatten von ihren hinter ihnen gehenden Gefährten mehrfach schmerzhafte Bisse erhalten, wenn sie ihre Zugstränge schlapp werden ließen. Das hätte trotz der Ermüdung durch die noch ungewohnte Arbeit nur zu leicht zu dem Versuche verführt, Rache zu nehmen. Ihr gegenseitiges Knurren und Zähnefletschen bei der geringsten Veranlassung oder auch ohne solche, ließ darüber keinen Zweifel. Einstweilen erhielt jeder von ihnen einen gefrorenen Fisch von etwa einem Pfund Gewicht zugeworfen, den sie zunächst freilich nach einigen vergeblichen Versuchen, Stücke davon abzubrechen, unter ihren Körper schieben mußten, um ihn durch die Wärme desselben aufzutauen. Bis das geschehen war, beschäftigten sie sich damit, die Eisklumpen, die sich zwischen ihren Zehen gebildet hatten, herauszunagen. Später würde für sie noch ein dicker Brei von Erbsenmehl und Talg gekocht werden, von dem jeder einen faustgroßen Klumpen erhalten würde. Nur keine Überfütterung bei der Arbeit auf dem Trail. Der Magen mußte sich daran gewöhnen, aus der geringsten Menge Nahrung die möglichst größte Energie herauszuarbeiten.

Nachdem Paterson dann noch einen Platz für das Aufrichten der Zelte, das eine für die beiden Frauen, das andere für ihn und Escher, freigelegt und den ausgehobenen Schnee wallartig um den Platz herum aufgeschichtet hatte, kehrte Escher mit einem Holzvorrat und einer Anzahl gegabelter Äste zurück. Letztere wurden in den Boden gerammt und dienten mit darübergelegten Querstangen zum Aufhängen der Kochtöpfe über dem Feuer, das mit Hilfe der Birkenrinde, von welcher er vorsorglich einen Teil übrigbehalten, schnell genug angelegt war.

Während Eileen sich nun an die Bereitung der Mahlzeiten machte und Mrs. Paterson erklärte, vor Erschöpfung keinen Finger mehr rühren zu können — was wohl wahr sein mußte,

Von Zeit zu Zeit wanderten seine Blicke aber von seiner Arbeit ab und ruhten mit Wohlgefallen auf den Bewegungen des jungen Mädchens, deren natürliche Anmut auch die dicke Winterkleidung nicht verbergen konnte.

da sie ganz gegen ihre Gewohnheit merkwürdig still geworden war —, gingen die beiden Männer an die Errichtung der Zelte. Das erforderte nur geringe Mühe, denn diese bestanden nur aus einfachen Segeltuchplanen, die über eine zwischen zwei Bäumen ausgespannte Leine geworfen, am Boden auseinandergespreizt und an den beiden Enden zusammengeschnürt wurden.

Als sie diese Arbeit beendet hatten, war auch die Mahlzeit fertig. Sie wurde fast schweigend eingenommen, denn alle fühlten die ungewohnte Arbeit des Tages. Die aber war noch nicht vorüber. Zunächst hatten die Männer Tannenzweige für die Lagerstätten aus dem Walde zu holen. Auf diese wurden dann die Schlafsäcke ausgebreitet, was Mrs. Paterson auch sofort benützte, sich in das Zelt zurückzuziehen.

Escher wollte Eileen ihr nachsenden, denn wenn der glatte gutbefahrene Trail es auch gestattet hatte, daß die beiden Frauen den größten Teil des Weges auf den Schlitten sitzend zurücklegen konnten, so hatten sie doch, schon um ihre in der Kälte erstarrenden Glieder wieder geschmeidig zu machen, zeitweise auch größere Strecken hinter dem Schlitten herlaufen müssen. Sie weigerte sich aber und bestand darauf, den Männern bei den weiteren erforderlichen Arbeiten zu helfen. Zu tun gab es ja noch genug. Während Paterson ging, um noch einen Vorrat von Feuerholz für den kommenden Morgen, an dem man zeitig aufbrechen wollte, herbeizuschaffen, schlug Escher mit der Axt Stücke aus der Eisdecke des Flusses, mit denen er den Kessel füllte, in welchem Eileen, während sie ihre Abendmahlzeit einnahmen, den Erbsenbrei für die Hunde gekocht hatte. Jetzt handelt es sich darum, das Frühstück und die Mittagsmahlzeit für den folgenden und nächstfolgenden Tag fertigzustellen. Als das Eis geschmolzen war, schüttete Eileen daher Bohnen und Salz in den Kessel, zu denen sie später, als der Inhalt zu brodeln begann, eine Anzahl Speckwürfel fügte. Als die Mahlzeit dann fertig war, füllte Escher die Hälfte davon in einen schmalen Mehlbeutel und legte diesen in den Schnee, um ihn gefrieren zu lassen. Der Rest blieb im Kessel für das nächste Frühstück und Mittagessen.

Während Eileen noch mit der Bereitung dieses Speisevorrats beschäftigt war, hatte Escher die Geschirre der Hunde herbeigeholt, um, dicht am Feuer sitzend, in dessen Wärmekreis allein ein Arbeiten mit bloßen Händen möglich war, die sich nötig machenden kleinen Reparaturen vorzunehmen. Von Zeit zu Zeit wanderten seine Blicke aber von seiner Arbeit ab und ruhten mit Wohlgefallen auf den Bewegungen des jungen Mädchens, deren natürliche Anmut auch die dicke Winterkleidung nicht ganz verbergen konnte. Er bewunderte die so ganz wie selbstverständlich erscheinende Geschicklichkeit, mit der sie an die ihr doch noch völlig ungewohnten Arbeiten heranging und alles Zögern und alle überflüssigen Handgriffe dabei vermied.

Manchmal schweifte sein Blick auch den Trail entlang. Voraus und zurück wurde er bezeichnet durch die Lagerfeuer anderer Gruppen von Reisenden. Die Glut strahlte rot in die graue Nachtluft, denn die lange Winternacht in diesen Breiten bringt fast niemals völlige Finsternis. Am Himmel war ein Stern nach dem andern erschienen. Scharf und blank und kalt glitzerten sie auf die Erde hernieder, während das Nordlicht rote, gelbe und blaugrüne Scheinwerferstrahlen über den Himmel spielen ließ. In der Luft war ein leises Knattern von elektrischen Strömen, erzeugt durch die Reibung der trockenen Luftschichten, aus denen die Kälte jedes Atom von Feuchtigkeit herausgefroren und als winziges Eisstäubchen hatte zur Erde sinken lassen.

Als Eileen ihre Kocharbeit beendet hatte, landete Escher, der auch mit seiner Arbeit an den Hundegeschirren inzwischen fertiggeworden war, sie in ihr Zelt zur Nachtruhe, empfahl ihr aber noch, ihre und Mrs. Patersons Mokassins, die trotz der fürchterlichen Kälte und dem trockenen Schnee auf langen Märschen stets feucht werden, herauszuwerfen, damit sie zum Gebrauche für den folgenden Tag am Feuer getrocknet würden. Er war auch schon damit beschäftigt, um das Feuer herum Pflöcke in das Eis zu schlagen, um die Mokassins an diesen aufzuhängen. Eileen widersprach jetzt nicht länger. Sie hatte ihre Ermüdung tapfer bekämpft, denn sie war entschlossen, das ihrige zu tun und den Männern nicht zur Last zu werden. Jetzt aber war die Arbeit getan, und die müden jungen Glieder durften ihr Recht fordern. Mit einem freundlichen Blick aus ihren munteren Augen und einem kameradschaftlichen Gutenachtgruß wollte sie sich eben in das Zelt begeben, als sie ihre Schritte unschlüssig wieder anhielt und auf Kenlo sah, der drüben am Waldrande an seiner Kette zerrte und ihr entgegenwinselte, während seine vierbeinigen Kameraden ihr gegenseitiges Sichanknurren und Zähnefletschen längst eingestellt hatten und zusammengerollt, tief im Schnee lagen, Nase und Pfoten mit ihrem dicken, buschigen Wolfsschwanze bedeckt.

„Wir können Kenlo ruhig von der Kette losmachen", sagte sie. „Ich sehe, er will bei mir sein und vor dem Zelte Wache halten. Er wird auch liegenbleiben und mit den andern keinen Streit anfangen, wenn ich ihm das sage. Er versteht alles."

„Das geht auf keinen Fall", erwiderte Escher. „Die andern würden morgen auf dem Trail keinen Schritt tun. Sie würden sich hinlegen und lieber totschlagen lassen, wenn wir Kenlo einen Vorzug einräumen. Das vertragen sie

nicht. Gleiche Behandlung. Auch für den Führer. Außerdem haben sie Kenlo als solchen noch nicht anerkannt. Besonders Slasher, das ist der mit den fast immer blutgeränderten tückischen Augen, vor dem ich Sie überhaupt warnen möchte, hat anscheinend sehr viel gegen Kenlos Führerschaft einzuwenden und sinnt offenbar auf Unheil. Ich habe ihn auf dem Trail schon ein paarmal Mores lehren müssen. Zuviel schlagen konnte ich ihn aber auch nicht, denn das hätte er wahrscheinlich als Parteinahme für Kenlo angesehen, und damit hätte ich die Sache vermutlich für immer verdorben. Um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, habe ich ihn schon zum wheeldog gemacht. Vielleicht genügt er sich damit und fügt sich noch in das Unvermeidliche, denn sonst können wir noch was erleben, bevor wir Dawson oder auch nur Fort Selkirk erreichen. Ich werde jedenfalls gut aufpassen müssen, daß er nicht die andern gegen Kenlo aufreizt. Einstweilen scheinen sie sich ihm gegenüber ja noch neutral zu verhalten. Das würde sich aber sofort ändern, wenn wir sie auf ihn neidisch machen. Vergessen Sie nicht, es sind Wolfshunde, und das Wolfsblut herrscht in ihnen bis ins zehnte und zwanzigste Glied hinein. Ich habe mir schon gedacht, daß der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Vollblutwölfen eigentlich nur darin besteht, daß sie bellen können und die Wölfe nicht."

Die Hunde erhielten nichts. Sie saßen an ihren Ketten im Schnee, die Pfoten sorgsam mit dem Schwanze bedeckt und blickten mit hungrigen Augen herüber.

„All right!" sagte Eileen, sich in die Sachlage fügend. „Leg dich, Kenlo!"

Der Hund blinzelte verzweifelt mit seinen Augen, streckte sich aber, dem Befehl gehorchend, mit einem leisen Winseln vorwurfsvollen Protestes in den Schnee und rollte sich zusammen wie die übrigen, während seine Herrin, mit einem letzten Blick auf ihn, in ihr Zelt schlüpfte.

Eben kam auch Paterson mit einem Vorrat Holz zurück, ausreichend, um das Feuer bis zum Morgen in langsamer Glut zu erhalten. Eine Zeitlang saßen die Männer noch zusammen, ihre Pfeifen rauchend und von Zeit zu Zeit die Mokassins, sowohl die der Frauen, als auch ihre eigenen, die sie inzwischen abgestreift und den anderen zugesellt hatten, auf den Pflöcken wendend, um sie gleichmäßig zu trocknen und unterhielten sich über die Eigenschaften ihrer Hunde.

Paterson hatte sich über die seinigen nicht zu beklagen. Sie waren zwar schon alt und über den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit hinaus, aber sie besaßen Trail-Verstand und waren aufeinander eingearbeitet.

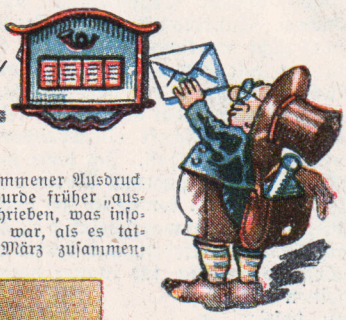
Dann begaben auch sie sich in ihr Zelt, rollten ihre Schlafsäcke über die Unterlage von Tannenzweigen und krochen hinein. Die Haube über das Gesicht ziehend, fielen sie auch sofort in einen tiefen traumlosen Schlaf.

Es war kaum fünf Uhr am folgenden Morgen, als Escher erwachte, aus seinem Schlafsack kroch und auch Paterson weckte. Ein lauter Ruf nach dem Zelte der Frauen hinüber, der nach kurzer Zeit eine Antwort von Eileen brachte, scheuchte auch diese aus ihrer Ruhe auf. Als sie ihr Zelt herniedergenommen und auf Eschers Schlitten verpackt hatten, kamen auch die Frauen zum Vorschein. Eileen machte sich sofort an die Bereitung des Frühstücks, während die Männer das andere Zelt niederlegten und auf Patersons Schlitten verstauten.

Dann wurde das Frühstück eingenommen, das aus gewärmten Bohnen, dem Reste des von Juneau mitgenommenen Brotes, das man in Scheiben am Feuer röstete, gebratenem Speck und Kaffee bestand. Die Hunde erhielten nichts. Sie saßen an ihren Ketten im Schnee, die Pfoten sorgsam mit dem Schwanze bedeckt und blickten mit hungrigen Augen herüber, manchmal die eine oder andere Vorderpfote hebend, mit einer zuckenden Bewegung, als ob der Frost sie schmerze.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten



Zur Beachtung! Diejenigen Leser und Leserinnen der „Rama-Post", welche auf Grund einer Veröffentlichung in unserer Zeitung von anderen Kindern Briefmarken oder sonstige Gegenstände im Tausch erhalten oder empfangen, erinnern wir daran, daß sie zur Gegenleistung verpflichtet sind.

„Palmin-Post" wünschen zu tauschen:

Inge Schwengers, Kassel, Wilhelmshöherallee 16; Johannes Hermasch, Hindenburg (Oberschl.), Lindenstraße 9; Georg Bornschein, Hainichen bei Dornburg a. d. Saale (Thür.); Martin Kleinhenz, Frankfurt a. M.-Unterliederbach, Königsteiner Straße 116; Karl Weczerek, Ratibor (Oberschl.), Jungfernstraße 17, II; Karl Marzolph, Wollmesheim bei Landau (Pfalz); Willi Bethmann, Springe bei Hannover; Walter Zipf, Berlin N 54, Zehdenicker Straße 22; Paul Gudzent, Recklinghausen i. W., Münsterstraße 2; Isolde Kanstein, Frankfurt a. M., Leerbachstraße 113 I; Ewald Steffen, Vallendar (Rhein), Heerstraße 60; Siegfried Finkenbrück, Saarbrücken 3, Friedrich-Ebert-Straße 27.

Ernst Nitsch, Welzow. Das Damenspiel ist ein altes Brettspiel zwischen zwei Personen mit zwölf schwarzen und zwölf weißen Steinen, die auf den schwarzen Feldern des Damenbrettes schräg gegeneinander gezogen werden. Der in die letzte Reihe des Gegners vorgerückte Stein erhält einen gleichfarbigen Stein aufgesetzt (wird also Dame) und damit freiere Bewegung. Wer sämtliche Steine des Gegners geschlagen oder ihn an regelrechter Bewegung durch Einsperren gehindert hat, ist Sieger.

Heinz Könecke, Bremen, Biebricher Straße Nr. 16, wünscht mit Lesern der „Rama-Post" Briefmarken zu tauschen.

Maria Sito, Breslau. Ausmerzen, gleichbedeutend mit ausrotten, vertilgen, ist ein der Praxis der Schafzüchter entnommener Ausdruck. Das Wort wurde früher „ausmärzen" geschrieben, was insofern richtiger war, als es tatsächlich mit März zusammenhängt. Im Monat März wurden nämlich die zur Zucht untauglichen Schafe ausgeschieden, ausgemärzt und der Schlachtbank zugeführt.

E. S. O. In Nummer 14 bringen wir den schönen und lehrreichen Beitrag „Aus der Stadt des Geigenbaues", der dir sehr gefallen wird.

Elise Meining, Hamburg. Der älteste Arzt der Welt, von dem wir wissen, dürfte der Ägypter Im-hotep-Hetep sein, der etwa 4500 Jahre vor Christi gelebt hat. Er muß sich großen Ansehens erfreut haben, denn sein Grab befindet sich neben dem des Königs bei der Pyramide von Sakkara bei Memphis. Nach seinem Tode wurden ihm göttliche Ehren erwiesen. 4000 Jahre wurde sein Andenken beim ägyptischen Volke heiliggehalten und viele Krankenhäuser nach ihm benannt.

An mehrere Kinder. Der vierte Jahrgang „Fips" ist jetzt lieferbar; er kostet 1,50 Mark. Wir bitten euch, wenn ihr das Buch bestellt, gleichzeitig den Betrag durch Zahlkarte auf unser Postscheckkonto 96416, Köln, zu überweisen. Auf dem Zahlkartenabschnitt müßt ihr angeben, was ihr zu erhalten wünschet.

Irene Clausius, Berlin. Auch in diesem Jahre geben wir zum „Muttertag" im Mai eine Sondernummer heraus. Zur gegebenen Zeit mußt du beim Einkauf von Margarine „Rama butterfein" daran denken, daß dir diese inhaltreiche Nummer verabfolgt wird.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pf. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: V. Mengelberg, Goch (Rhld.)